Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 11

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator
Autor: Zaugg, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066016

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE GESCHICHTE mit dem Regulator

Von Richard Zaugg

Josef Berkel hatte sich aus guten Gründen in der Pension Schüepp eingemietet. Seit Monaten fühlte er sich von Lioba verfolgt. Überall und immer wo er mit Miggi zusammen war, auf der Universität, auf der Strasse, stets tauchte dieser Privatdozent auf. Selbst den «Harnisch» verekelte er ihm. Es war Berkel unklar, weshalb ihm eigentlich Lioba nachschnüffelte. Miggis wegen, natürlich! Aber darüber ob dieser fadé Knopf im Auftrage der Eltern Rappolds spionierte, oder ob er selbst Absicht auf das Mädchen hatte, wurde er sich nicht einig. Er hatte wohl versucht, Lioba bei Miggi lächerlich zu machen. Er hatte ihn der Trunksucht verdächtigt und ihm ein Verhältnis mit Clara angedichtet, aber ohne rechten Erfolg. Das dumme Hühnchen, das sonst auf alles einstieg, verhielt sich merkwürdig zurückhaltend. Die Sache war unheimlich geworden, und er hatte es vorgezogen, sich mitten im Lager des Feindes einzunisten. Er wollte Lioba durch seine Frechheit ausser Gefecht setzen. Und ausserdem und vor allem: Berkel war entschlossen, seinen unhaltbaren Verhältnissen mit einem Schlag eine Wendung zum Bessern zu geben. Und er wollte sich, wenn ihm sein Manöver gelungen war, an der Enttäuschung Liobas weiden.

Berkel erwartete Gäste. Heute Abend sollte seine neue Bude eingeweiht werden. Aber nicht nur die Bude. Er hatte da noch eine ganz private Einweihung vor. Gründlich wollte er sie besorgen. Dem Kind sollte Hören und Sehen vergehen. Seine Augen ruhten wohlgefällig auf den Flaschen süssen spanischen Weines, die, in Eis gebettet, in einem Waschkessel auf dem Boden standen. Das würde helfen. Er hätte zwar bei dieser ekelhaften Hitze Bier vorgezogen, Bier und nochmals Bier. Er hasste das süsse Zeug. Aber die Mädchen waren darauf scharf, und es wirkte schneller. Er öffnete vorläufig eine Bierflasche, die er für sich selbst ins Kühle gestellt hatte, und verschlang dazu von dem Aufschnitt, der in einer grossen Platte auf dem Tisch stand, den rohen Schinken. Der reute ihn für die andern. Die entstandenen Lücken verdeckte er sorgfältig. Eigentlich war seine Absicht gewesen, die Brötchen zu belegen. Aber er war doch zu faul dazu. Mochte das jeder selbst besorgen. Dann machte er sich hinter das Konfekt, grübelte das Mandelgebäck heraus und stopfte sich den Mund voll.

Die Bande hätte schon lange da sein sollen. Es war höchste Zeit, die letzten Vorbereitungen zu treffen. Er umkleidete die Lampe an der Decke mit einem grossen roten Lampion. Er hatte ein Dutzend Papierlaternen gekauft. Eine befestigte er über dem Spiegel, eine andere an dem X-Haken des Oelbildes, das über seinem Bett hing, und zwei weitere am Fenster. Das musste genügen. Licht genug, übergenug.

Als er die übrigen Lampions samt den Stangen in eine Ecke warf, kamen die Gäste. Alle gleich miteinander. Miggi zuletzt.

Miggi wäre diesen Abend gerade so gerne zu Hause geblieben. Ihr letztes Erlebnis mit Berkel hatte sie nachdenklich gestimmt. Aber als ihr Freund anläutete, sagte sie doch zu. Es widerstrebte ihr, eine Ausrede zu gebrauchen und den wahren Grund zu nennen, scheute sie sich. Sie schämte sich ihres Misstrauens.

Er hatte sie zwar angeschwindelt. Das stand fest. Aber die Sache musste sich aufklären. Ihn fragen? Nein. Berkel kam sicher selbst darauf zurück. Aber ihr Vertrauen war erschüttert, tiefer als ihr bewusst war.

Sie kannte die drei Studenten «Räuel», « Pump » und « Burrus » gut genug und ihre Freundinnen auch. Sie war oft mit ihnen zusammen gewesen. Allerdings nie allein. Nur in öffentlichen Lokalen mit vielen andern Leuten. Sie hatte sich gerne in ihrer Gesellschaft gezeigt und mit ihnen Unfug getrieben. Die befremdeten und entsetzten Blicke von Bekannten, d. h. von Bekannten ihrer Eltern, die sie zufällig traf, hatten sie mit einer eigentümlichen Genugtuung erfüllt. Mochten sie sich aufregen, ihr sollte es recht sein. Noch so recht. Was ging es sie an.

Die drei Studenten und ihre Freundinnen waren die gleichen geblieben. Warum kamen sie ihr heute so verändert vor ? Sie rekelten sich auf dem zum Sofa verwandelten Bett und in den Lehnsesseln nicht flegelhafter als sonst auf den Barstühlen. Sie machten es sich ganz einfach bequem, da war doch wohl nichts dabei. Sie sahen älter aus, als Studenten gemeinhin sind und verbrauchter. Nur waren sie vielleicht wirklich älter, und wenn man ihnen ansah, dass sie das Geld zum Studium nicht vom Papa bekamen, sondern nebenbei selbst verdienen mussten, so war das gewiss keine Schande. Sie wusste, dass alle drei, und Berkel auch, ihren Lebensunterhalt selbst erarbeiteten. Die Vier machten daraus kein Hehl. Sie waren im Gegenteil stolz darauf und redeten verächtlich von den Herrensöhnchen, die auf die Tasche des Vaters angewiesen waren. Das begriff sie. Nur fragte sie sich heute zum erstenmal, worin ihre Tätigkeit eigentlich bestehe. So ungemein energisch und zielbewusst sahen sie nicht aus. Miggis Zweifel war nur zu berechtigt. Die vier Burschen gehörten zu jener Gattung Studenten, die zwar wirklich ehrlich arm sind, aber deren Armut auch das einzige Ehrliche an ihnen ist. In Wahrheit leben sie vom Pump, vom Pump von ebenso armen Verwandten, und ihre Nebenbeschäftigungen bringen ihnen nicht mehr als ein Taschengeld ein. Aber sie sind ihnen eine erwünschte Ablenkung von der Einsicht ihrer fehlenden Begabung für die Wissenschaft und dem Mangel an Konzentrationsfähigkeit im Studium.

« Räuel » beschäftigte sich seit einem halben Jahr damit, für eine Großsohlerei kleine Mercerien und Papeterien, die nicht leben und nicht sterben können, als « Ablagen » zu gewinnen. Und wenn es ihm gelang, die Inhaberin, meist hilflose, ältere Damen, « zwecks besserer Kontrolle und Interessenahme » zur Erwerbung von Aktien zu überreden, war ihm eine hübsche Provision gewiss. « Pump » besorgte die Bücher für einen « Kaufmann », der Wert darauf legte, für den in Aussicht genommenen Nachlassvertrag so etwas wie eine Buchhaltung vorweisen zu können. « Burrus » gab sich dazu her, von 10–12 und 2–4 bei einem Geldverleiher den jungen Mann zu spielen, der unerwünschte Besucher abzuwimmeln und als günstig erkannte Opfer an den Chef weiterzuleiten hatte. Keiner von den Dreien wird je zu einem Examen und ebensowenig zu einem anständigen Berufe kommen.

Auch die drei Freundinnen sah Miggi heute in einem neuen Licht. Sie hatte sie bisher kaum je richtig ins Auge gefasst und mit keiner allein ein vernünftiges Wort gesprochen. Sie waren ganz einfach mit dabei gewesen. Sie waren hübsch, diese Mädchen. Zweifellos. Fast zu hübsch, schien ihr jetzt. Waren die Gesichter nicht Masken? Und die Anmut ihrer übrigen Körperlichkeit, war sie nicht unheimlich, gewissermassen verselbständigt ohne Beziehung zu ihrer Seele ? Miggi dämmerte der wahre Sachverhalt auf, auch wenn sie ihn nicht erfassen konnte: Es sind entwurzelte Mädchen, die sich sehr jung durch ältere Freunde aus Leichtsinn heraus an Vergnügungen gewöhnt haben, die sie nun

nicht mehr entbehren können. Sie mögen ihre ersten Freunde gerne gehabt haben und zu ihnen ehrlich zärtlich gewesen sein. Aber bei den spätern Freunden schätzten sie nur das, was sie ihnen boten, und ihren Zärtlichkeiten fehlte die Seele. Sie hatten zuerst nur lustige Gesellschaft gesucht, jetzt sind sie anspruchsvoller, weil ihnen die Vergnügungen nicht mehr Ausnahme, sondern Lebensnotwendigkeit sind. So wie sie ihren ersten Freunden nur Mittel zum Zweck waren, sind ihnen jetzt ihre Freunde nur Mittel zum Zweck geworden. Diese Mädchen sind beherrschter als anständige Mädchen, weil sie nicht aus Liebe, sondern aus Berechnung handeln. Jeder Kuss und jede Berührung ist ein Handelswert, den sie nur gegen entsprechende Entschädigung abgeben. Sie verschwenden nichts. Aber sie sind keineswegs Prostituierte und werden es auch nie sein. Wahrscheinlich heiraten sie später gut situierte, ältere Herren, die genau wie die Mädchen illusionslos zu wissen glauben, was sie tun.

Berkel hatte noch keine Zeit, sich mit Miggi abzugeben. Er sog die neidvolle Bewunderung der Kameraden für seine feudale neue Bude wohllüstig ein. Das Fenster stand weit offen. Trotzdem war ihnen die Hitze zu gross, um richtig warm zu werden. Man riss sich um die Siphonflaschen und verschmähte den spanischen Wein. Die Burschen stopften die Mädchen und die Mädchen die Burschen mit Wurstwaren und Konfekt. Die jungen Leute waren so vorurteilslos, beides gleichzeitig zu verschlingen. Es ging dabei neckisch genug zu. Aber es fehlte das eine, das sonst die Gesellschaft junger Menschen bei allem Übermut rührend und erhebend macht, die gegenseitige achtungsvolle Scheu.

Das sind keine Kameraden, ging es Miggi auf, nur Spiessgesellen.

* * *

Um die gleiche Zeit wanderte über die Quaibrücke ein schweigsames Paar. Clara hatte Lioba angeläutet, ob er ihren dienstfreien Abend mit ihr verbringen wolle. Sie würde zuerst noch zur Coiffeuse an der Storchengasse gehen. Sie sei angemeldet und er könnte ihr auf dem Fraumünsterplatz warten. Sie habe ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Lioba hatte lange warten müssen. Mehr als eine halbe Stunde war er auf dem groben Pflaster auf und ab geschritten und hatte manche hämische Bemerkung der dort stationierten Taxi-Chauffeure gutmütig eingesteckt.

Als Clara endlich kam, erkannte er sofort, dass mit der Tochter etwas nicht stimmte. Zwar sah sie ordentlich aus und ansehnlich in ihrem schwarzen, mit violetten Blumen übersäten Voilekleid. Den Hut trug sie in der Hand. Vielleicht um ihre frisch gelegten Dauerwellen zu schonen. Vielleicht auch, weil ihr Hut tiefer im Gesicht sass, als es der Mode entsprach. Wahrscheinlich aber aus einem ganz andern Grund. Es schien Lioba, dass es nicht zu dieser ordnungsliebenden Tochter passte, sich ohne Kopfbedeckung auf der Strasse zu zeigen. Wie hoffnungslos sie den hängenden Arm mit dem Hütchen schlenkerte! Es war eine Bewegung, die für Clara natürlich sein mochte als sie noch ein ganz junges Mädchen war.

Lioba schlug vor, ins Restaurant Bettini zu gehen. Dort konnten sie draussen essen. Ihr war alles gleich. Die Tischchen gegen den See fanden sie schon besetzt. Nur vorne vor der Bar war noch ein einziger Tisch neben einer Kübelpalme frei. Wortlos würgten sie eine Portion Spaghetti bolognese hinunter und tranken eine Flasche Nebiolo. Zum Nachtisch wurden ihnen zwei schöne Pfirsiche aufgetragen. Lioba legte Clara den schöneren auf den Teller. Sie öffnete die volle Frucht sorgfältig und löste den rötlich schimmernden Stein. Aber dann schob sie den Teller weg, ohne die Frucht zu geniessen.

« Es ist alles aus », sagte sie. « Berkel heiratet. Es sind ihm immer alle Mädchen nachgelaufen und jetzt ist er herein-

gefallen. Er muss heiraten. Sie ist eine reiche Bankierstochter. Das ist ihm zuwider, weil er doch das Geld hasst, aber sie ist eben so bürgerlich, dass sie es nie überleben könnte, wenn er nicht zur Sachen stehen würde. »

« Sie heisst nicht Miggi », fragte Lioba, « ausgeschlossen. »

« Miggi Rappold oder Dappold, ich weiss nicht mehr. »

Lioba suchte Halt an den Blättern der Kübelpalme und schnitt sich empfindlich. Er trocknete das Blut achtlos an der Serviette ab und suchte den stechenden Schmerz durch ein Glas des blutroten Weines hinunterzuspülen. Ein Glas und noch ein Glas. Die zuvorkommende Serviertochter erhielt die Erlaubnis, eine zweite Flasche zu bringen.

Lioba hörte wohl die traurige Stimme Claras weiter sprechen, aber es ging lange, bis er wieder den Sinn der Worte aufnehmen konnte.

« Ich kann Berkel wohl begreifen », verstand er, «und eigentlich ist es schön von ihm, dass er sich opfert. Es zeigt doch, was für ein anständiger Charakter er ist, und ich bin die Letzte, die dem Mädchen im Wege stehen will », heulte sie. « Und wenn er dann reich verheiratet ist, will er mir das Geld zurückgeben, das ich ihm geliehen habe. Das ist doch schön von ihm, obschon ich es niemals verlangt hätte. »

Der Nebiolo ist auf der Weinkarte als vollblütig und erdrüchig gekennzeichnet. Mit Recht. Aber wem er ungewohnt ist, sollte ihn in heissen Sommernächten nicht wie Wasser geniessen. Die Serviertochter brachte die dritte Flasche. Wie weich und uneigennützig war diese nüchterne, viel erfahrene und oft enttäuschte Clara durch ihre Liebe geworden! Lioba hätte nie so viel Grund gehabt, Berkel zu hassen und zu verabscheuen, wie jetzt, wo er wusste, dass Miggi für ihn durch Berkel – und durch welche Mittel! – endgültig verloren war. Aber der rührende Glaube Claras liess ihm Berkel weniger hassenswert erscheinen. So ganz schlecht kann er nicht sein, wenn er imstande war, einen Menschen so über sich selbst hinauszuheben, wie er es bei Clara vermocht habe. Lioba war bis heute darauf ausgegangen, an seinem Rivalen so viele Schatten als möglich zu entdecken, nun hoffte er für Miggi mit ganzer Seele, dass er doch besser sei, als er fürchtete.

Inzwischen hatte sich auf dem Zimmer Berkels der Budenzauber doch entwickelt. Die Siphonflaschen waren längst leer und den spanischen Weinen wurde fleissig zugesprochen. Nur zwei der Teilnehmer waren immer noch völlig nüchtern und fest entschlossen, es auch zu bleiben. Erstens Berkel. Er hatte seine ewigen Geldsorgen satt. Den Gedanken, je zu einem Examen zu kommen, hatte er aufgegeben, und er wollte nicht seiner Lebtag lang auf die magern Sparbüchlein von Serviertöchtern und die zweifelhafte Güte liebeshungriger, aber unberechenbarer Philisterinnen angewiesen sein. Das war auf die Länge keine Existenz. Die einzige Möglichkeit, aus dem Schlammassel endgültig herauszukommen, war eine reiche Heirat, und da konnte er nur zugreifen, wenn er den Boden richtig vorbereitete, und an dem sollte es nicht fehlen. Heute Abend ging er aufs Ganze. Der ekelhafte Geldmensch Rappold würde zwar Augen machen, aber wenn es nur einmal so weit war, renkte sich die Sache schon wieder ein. Das kennt man ja. Es galt nur fest zu bleiben, und an ihm war es dann, seine Bedingungen zu stellen. Mit einem Widerstand Miggis rechnete er überhaupt nicht. Die frass ihm doch aus der Hand. Er hielt es für ausgemacht, dass es nur an ihm liege, mit Miggi zu tun und zu lassen, was ihm gefiel.

Es war Berkel so leicht gefallen, sich in das Vertrauen Miggis einzuschleichen, weil er behauptete, das Geld zu verachten und sie es ihm glaubte. Aber die Ursache dafür, dass es ihm gelungen war, dieses Vertrauen solange zu bewahren, bestand darin, dass Berkel nie versucht hatte, ihr zu nahe zu treten. Ihn kostete das keine Überwindung. Er

liebte Miggi nicht, sie lockte ihn nicht einmal. Sie war ihm zu harmlos. Er zog pikantere Kost, die ihm nie fehlte, dem unverdorbenen Bürgertöchterlein vor. Miggi interessierte ihn nur des Geldes wegen. Sie hatten sich umhalst und geküsst, ja, ungezählte Male, aber eigentlich immer nur, wenn auch andere dabei waren. Nur zum Scherz, nur im Spiel. Miggi hatte es schon empfunden, dass er eigentlich nie zärtlich zu ihr war. Aber sie legte ihm diese Zurückhaltung irrtürmlicherweise als Loyalität aus, den echten Beweis rechter Kameradschaft.

Freund Pump hatte ein Reisegrammophon mitgeschleppt und seine Freundin Platten. Der Raum zum Tanzen war klein. Das wurde eher als Vorteil empfunden. Miggi wehrte die Annäherungen ihres Kavaliers nicht ab. Sie war zu anständig, um nun, da sie einmal dabei war, die Spröde zu spielen, aber die veränderte Haltung Berkels war ihr sofort aufgefallen. Sie empfand seine Küsse so brutal und lieblos, wie sie waren, und die zudringlichen, feuchten Hände Berkels stiessen sie ab. Ein Windstoss hatte das Lampion vor dem Fenster ausgelöscht. Auch die Papierlaternen im Zimmer brannten nicht mehr. Und nun war Berkel auf einen Stuhl gestiegen und eben daran, unter dem Gekreische der Mädchen die Birne aus der Lampe zu schrauben. In diesem Augenblick hörten sie vom Gang her Gesang:

Unser Leben gleicht der Reise
Eines Wanderers in der Nacht.
Jeder hat in seinem Gleise,
Etwas, das ihm Kummer macht.

Mächtig dröhnte die Weise und kummervoll genug, aber es war nicht die Stimme eines nüchternen Mannes. Berkel kam sie bekannt vor. Mit einem Satz sprang er vom Stuhle zur Türe hinaus, und die ganze Bande hinter ihm nach.

Lioba hatte in seinem Elend mehr von dem guten Nebiolo zu sich genommen, als ihm zuträglich war. Er kam mit dem ersten Rausche seines Lebens nach Hause. Als er unvermutet die Bande vor sich sah, und unter ihnen Berkel und Miggi erkannte, war ihm das zu viel. Er suchte an der Türe Deckung und Halt. Dann sank er zusammen. Die drei Burschen hoben ihn auf und Berkel leitete sie in Liobas Zimmer. Dort legten sie ihn auf das Bett. Er schien zu schlafen.

«Wir rasieren ihm den Bart ab», schlug Berkel vor, und unter dem Gebrüll der Burschen und dem Gequietsche der Mädchen begann er den Privatdozenten einzuseifen. Dann nahm er ihm kunstgemäss und feierlich den Bart ab. Miggi stand im Hintergrund des Zimmers und schaute dem Treiben reglos zu. Als alle wieder in der Bude Berkels versammelt waren, schlich sich Miggi hinaus. Sie ging in Liobas Zimmer. Er tat ihr leid, wie er so friedlich dalag. Sie wusch ihm die Seife ab. Viel jünger war er geworden ohne Bart, und noch etwas hatte sich geändert: männlicher sah er jetzt aus. Sie zog das Federbett unter ihm hervor und breitete es sorgsam über ihn aus. Da schlug er die Augen auf. Er lächelte. « Miggi », sagte er, und in diesem einen Worte lag soviel verwunderte Freude und Zärtlichkeit, dass sich Miggi, ohne zu wissen, was sie tat, zu ihm niederbeugte und ihm einen Kuss gab. Dann ging sie zu den andern zurück.

Berkel lag es daran, die Gäste jetzt möglichst rasch loszuwerden. Miggi hörte, wie er mit seinen Kumpanen flüsterte und ihnen energisch zu verstehen gab, dass sie zu verschwinden hätten.

« Du bleibst doch noch da, Miggi, und hilfst mir aufräumen. »

Während Berkel die Freunde scherzhaft in den Bauch boxte, um sie hinauszudrängen, suchten die Mädchen mit vielsagender Verschwiegenheit ihre Täschchen. Berkel begleitete sie bis zur Gangtüre, die er abschloss, ohne den Schlüssel abzunehmen. Dann zog er den Rock aus und warf sich auf das Bett. Seine frühere Zimmervermieterin, Frau Knell, hatte ihm oft genug gestanden, wie unwiderstehlich er wirke, wenn er

seine Lippen aufstülpe. Er war der richtigen Meinung, dass es sich wie in jeder Taktik auch in der Taktik der Liebe nicht darum handelt, neue Tricks auszuprobieren, sondern sich an die bewährten zu halten. So stülpte er seine Lippen mächtig auf und kam mit offenen Armen auf Miggi zu. Miggi liess ihn herankommen, dann lachte sie plötzlich heraus und – fort war sie, ohne lange nach ihrem Hut und ihrer Tasche gesucht zu haben.

* * *

Lioba erwachte am folgenden Morgen etwas später als sonst, aber frisch und unternehmungslustig, wie seit Monaten nicht mehr. Erst die erstaunte Feststellung, dass er angekleidet im Bette lag, brachte ihm die Erinnerung an die gestrige Nacht zurück. Er besann sich dumpf auf das Rendez-vous mit Clara. Sie war wie ein Leichenmahl gewesen. Weshalb ? Jetzt fiel ihm alles wieder ein. Er hatte erfahren, dass Berkel Miggi heiraten müsse. Die Mitteilung war für ihn niederschmetternd gewesen. Wie kam es, dass sie ihm heute wie ein dummer Scherz erschien? Sein Erinnerungsvermögen verdunkelte sich wieder. Er musste diesem italienischen Wein ziemlich lebhaft zugesprochen haben. Wie war er nach Hause gekommen? Plötzlich richtete er sich mit einem Ruck auf. Berkel war bei ihm auf dem Zimmer gewesen und eine ganze Bande junger Leute, Hunderte, Tausende, und auf einmal war Miggi vor ihm gestanden. Geküsst hatte sie ihn, und er hatte geträumt, dass ihm Berkel den Bart abrasiere. Er griff sich mit der Hand ans Kinn. Der Bart war weg, und er wusste nun, dass auch der Kuss kein Traumerlebnis war. Er sprang aus dem Bett, hielt den Kopf unter den Strahl kalten Wassers, nahm den Hut und stürzte, ohne sich nur im Spiegel betrachtet zu haben, hinaus. Unter der Türe prallte er mit Frau Schüepp zusammen, die ein Waschbecken in der Hand hielt, um ihrem Mieter Kompressen anzubieten. Aber Lioba brauchte keine Kompressen. Er wusste, dass Miggi um 10 Uhr im Kolleg sein musste. Um ¼ vor 10 würde sie das Haus verlassen. Er wollte sie abfangen.

Die Villa Rappold liegt an einer ruhigen Strasse. Lioba schritt zwei-, dreimal die Gartenfront des Hauses ab, ohne einem Menschen zu begegnen. Dann kam Miggi. Es musste sie sein. Er hörte zwar erst nur das Kies des Gartenweges knistern. Aber dann sah er sie hutlos mit der Mappe unter dem blossen Arm das eiserne Tor öffnen. Jetzt fiel die Türe wieder ins Schloss und gleichzeitig erkannte sie Lioba. Sie blieb stehen und lächelte ihn an, wie wenn sie ihn erwartet hätte. Er ging ihr entgegen. Die Mappe entfiel ihren Händen, und die beiden küssten sich auf offener Strasse, wie wenn sie allein auf der Welt gewesen wären.

« Wir heiraten natürlich », sagte Lioba.

« Und bald », antwortete Miggi.

Dann löste sie sich aus seinen Armen und blickte zu ihm auf. Lioba entdeckte zum erstenmal, dass er einen ganzen Kopf grösser war als sie. Die gute Miggi war die einzige, die immer noch an sein uneheliches Kind glaubte. Das junge Gesicht legte sich in bitterböse Falten, um die eigene dumme Rührung über ihre gute Tat zu verbergen.

« Ich will dann deinem Kind eine rechte Mutter sein. »

Lioba fasste die Aufklärung kurz. Sie hatten Wichtigeres zu besprechen als diese einfältige Geschichte. Sie fassten sich an den Händen und schlenderten wie zwei Kinder die Strasse hinauf in

die sonnenglitzernden Höhen des Zürichberges.

Ganz unbeobachtet waren sie doch nicht geblieben. Im Fenster des Badezimmers stand das Dienstmädchen Emma, die eben den Flaumer ausschütteln wollte, als sie Augenzeuge der morgendlichen Liebesszene wurde. Sie hatte keine Zeit gefunden, den Flaumer zurückzuziehen. Die Stange mit dem wollenen Wuschelkopf ragte immer noch zum Fenster hinaus und Emma schaute den zweien nach, als sie schon längst aus ihrem Gesichtskreis entschwunden waren. Die Augen des Mädchens füllten sich mit Tränen, denn sie dachte an den Zimmermann, dem sie immer noch getreulich jeden Ersten ihre 50 Franken schickte, obschon von ihm seit Monaten kein Brief mehr eingetroffen war.

* * *

Lioba wusste, dass eine Heirat nicht nur eine Angelegenheit der Heiratenden, sondern der ganzen Familie ist. Es gehörte sich, seinen Schwiegervater in aller Form von seinen Absichten in Kenntnis zu setzen. Miggi hatte nichts dagegen. Nur schien ihr die Mitteilung nicht so dringlicher Natur. Sie ahnte auch dumpf, dass sie für Jean weniger angenehm herauskommen könnte, als er dachte. Lioba blieb fest. Heute noch, gleich nach dem Mittagessen, wollte er beim Vater vorsprechen. Für ihn war es im Grunde selbstverständlich, dass Herr Rappold nichts gegen seinen Entschluss einzuwenden habe. Seine finanzielle Lage war prekär, und er konnte sich wohl vorstellen, dass Rappold einen Schwiegersohn mit Geld lieber gesehen hätte. Aber ein ernsthafter Hinderungsgrund durfte seine Armut für ihn nicht sein. Er war zu felsenfest davon überzeugt, dass er und nur er der unbedingt richtige Mann für Miggi sei.

Wenn Herr Rappold Lioba beim Mittagessen unvermutet an der Tafel gefunden hätte, würde er sich nicht weiter gewundert haben, obschon es in den letzten Wochen nicht mehr vorgekommen war. Dass sich Lioba nach dem Essen melden liess, schien ihm sonderbar. Aber ungelegen kam es ihm nicht, denn er hätte ihn sonst heute noch zu einer Besprechung in den Angelegenheiten der Gefizag bitten müssen. Nun war er von selbst gekommen. Um so besser. Lioba schlug den Lehnstuhl, den ihm Rappold anbot, aus. Er wollte sofort und stehend zur Sache kommen. Mit bewegter Stimme, sie zitterte sogar ein wenig, begann er:

« Herr Rappold! »

Herr Rappold hatte Lioba überhaupt noch nicht angesehen, weil er sich kurz überlegte, wie er ihm seine neuen Gefizag-Pläne am besten unterbreite. Aber die bewegte Anrede Liobas liess ihn aufschauen.

« Ja, Herr Doktor, wo haben Sie denn Ihren Bart gelassen? Wenn Sie nicht das einzige Kind Ihrer Eltern wären, so hätte ich Sie für Ihren jüngern Bruder gehalten. Aber ich weiss schon, Sie haben vor dem Spiegel das erste graue Haar entdeckt und da musste der ganze Bart weg. Stimmt's? Das geht noch. Aber stellen Sie sich vor, als sich bei meinem Schwager die ersten grauen Stellen an den Schläfen zeigten, da liess sich der alte Geck die Haare färben, und nicht etwa nur die Schläfen, gleich den ganzen Pelz. Er war seiner Lebtag nie so dunkel. Jedes Kind hat den Schwindel bemerkt. Was tut er darauf? Er lässt sich die Haare wieder entfärben. Das kann man nämlich auch. Nur war er jetzt grauer als je zuvor. A propos Schwager, Sie erinnern sich doch an den Umbau des Cäcilienhofes, den wir an der letzten Verwaltungsratssitzung be-

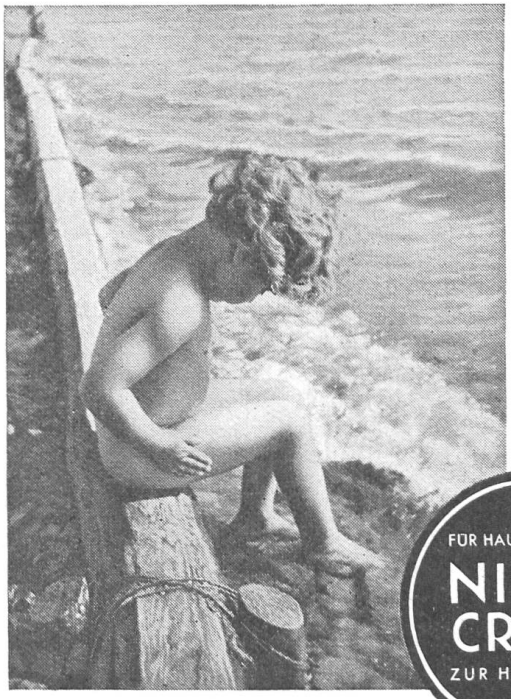
schlossen haben. Er ist in Angriff genommen und nun stellt sich die Sache bedeutend teurer heraus, als mir der verfluchte Architekt versprochen hat. Aber noch schlimmer ist, dass die Firma, mit der wir den Vertrag für die Miete oder den Kauf der Liegenschaft abgeschlossen haben, schwach auf der Brust ist. Sie soll schon von verschiedenen Seiten betrieben werden. Was unser Vertrag unter diesen Umständen wert ist, können Sie selbst ausrechnen. Ich habe natürlich meinen Schwager von dieser Lage sofort verständigt. Er hat sich fürchterlich aufgeregt und behauptet, ich habe ihn in diese Sache hineingeritten. Das wird mir nun nachgerade zu bunt. Er soll mir nicht den Vorwurf machen können, dass ich ihn um sein Geld bringe. Kurz und gut, ich erkläre mich bereit, den Cäcilienhof, so wie er heute ist und wie er der Gesellschaft zu Buch steht, selbst zu kaufen. Es ist ein schlechtes Geschäft, ich weiss es, aber dafür ist es für mich das letzte Geschäft mit Verwandten und das ist ein Opfer wert. Ich habe auf die nächste Woche eine Verwaltungsratssitzung einberufen, und Sie werden dem Verkaufsvertrag zustimmen. »

Lioba war gewissenhaft genug, um den Ausführungen seines Schwiegervaters zu folgen, obschon es ihm augenblicklich durchaus nicht darum war, geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen. Er wollte sich den Vorschlag später gerne überlegen. Nur nicht gerade jetzt.

« Herr Rappold », begann er aufs neue.

« Was ist mit Ihnen los? » fragte dieser. « Sie tun heute so feierlich, wie wenn Sie mir ein Geständnis ablegen wollten. »

« Das will ich ja auch », antwortete Lioba.



Mit NIVEA in Luft und Sonne

Licht, Luft, Sonne – das Spiel am Strand, das Bad in der See – es gibt nichts Gesunderes für Ihre Kinder Aber Vorsicht! Leicht verursachen die Lichtstrahlen schmerzhaften, ja gefährlichen Sonnenbrand. Reiben Sie den Körper deshalb vorher tüchtig mit

NIVEA-CREME oder NIVEA-OL

ein. Dann vermindern Sie diese Gefahr; außerdem geben beide gesundes, sonnengebräuntes Aussehen.

Und die Haut niemals naß den Sonnenstrahlen aussetzen.

147

Nivea-Creme: Dosen u. Tuben Fr. o.50 bis 2.40 / -Öl: Flaschen Fr. 1.75 u. 2.75

Schweizer Fabrikat – Pilot A.-G., Basel

DIE AKADEMISCHEN BERUFE

Ein Ratgeber für Abiturienten schweizerischer Mittelschulen

Von
Priv.-Doz. Dr. E. Probst,
Schulpsychologe der
Stadt Basel

Preis gebunden Fr. 5.—

Die Neue Zürcher-zeitung schreibt:

Was der Pfarrer oder der Industrie-Chemiker, der Architekt oder der Zahnarzt, der Philologe oder der Kulturingenieur für seinen Beruf braucht und wie er dazu kommt — was sich darüber feststellen und vorausberechnen läßt, das wird im Hinblick auf die praktischen Verhältnisse gezeigt, soweit dies auf so knappem Raum möglich ist.

SCHATTEN ÜBER DER SCHULE

Von Dr. Willi Schohaus,
Direktor am Seminar
Kreuzlingen

Mit einer Sammlung von
82 Schulbekenntnissen

Wohlfeile ungekürzte
Ausgabe. **Preis Fr. 6.—**

Das Aargauer Tagblatt schreibt:

Dieses revolutionierend wirkende Standardwerk der Pädagogik hat wegen seiner ungehemmten Forschung nach Wahrheit und rücksichtslosen Aufdeckung der Wirklichkeit einen weiten Leserkreis gefunden. Es ist aber so geschrieben, daß nicht nur Erzieher, sondern auch Eltern, Freunde der Jugend wie der Volksschule es mit außerordentlich hohem Gewinn lesen.

SCHWEIZER-SPIEGEL-VERLAG, ZÜRICH

Rappold mass ihn mit zugekniffenen Augen.

« Ersparen Sie sich die Mühe, ich weiss, wo Sie der Schuh drückt. Ich erkenne einen Mann, der von der Substanz zehrt, wenn ich ihn sehe. »

Lioba schüttelte den Kopf.

« Sie haben recht, ich lebe von der Substanz. Aber das ist es nicht, was ich Ihnen sagen wollte. Nein. Miggi und ich haben uns heute verlobt. »

Rappold richtete seinen Blick gegen das Gartenfenster und riss die Augen auf, wie wenn er sie an dem Grün des Parkes erholen wollte. Dann ging eine Erschütterung durch den schweren Körper. Rappold lachte, und wenn Berkel dieses Lachen gehört hätte, so würde er eine Verwandtschaft mit dem Lachen festgestellt haben, das er gestern Abend von der Tochter Rappolds gehört hatte. Nur dass es rauher klang.

« Verstehen Sie mich recht, ich mute Ihnen nicht zu, dass Sie sich an mir sanieren wollen, aber dass ich lache, müssen Sie mir schon gestatten. Sie sind ein lieber Mensch, Herr Doktor, ein lieber Mensch, aber als Mann meiner Tochter kann ich Sie mir nicht vorstellen. Das ist total unmöglich. Ich will Ihnen sagen, wie sich die Sache verhält. In Ihrem eigenen Interesse, Herr Lioba. Also hören Sie zu. Vorgestern ist Miggi zu mir gekommen und hat mich um eine grosse Summe gebeten. Ich bin nicht der Dickhäuter, für den man mich in meiner Familie hält, ich habe gleich gemerkt, dass Miggi das Geld für einen ihrer sauberen Liebhaber wollte. Vielleicht sogar für jenen mit den gelben Haaren, mit dem ich sie einmal auf der Quaibrücke gesehen habe. Es würde mich nicht wundern. Ich habe Miggi selbstverständlich abgewiesen, aber ebenso selbstverständlich ist es für mich, ob-

schon es mir, wohl verstanden, niemand gesagt hat, dass Miggi das Geld von meiner Frau erhielt, und zweifellos hat sie es an diesen Kerl weiter gegeben. Aber dann ist dem Kind wahrscheinlich doch ein Licht aufgegangen. Ich habe ihr nämlich bei dieser Gelegenheit einmal gründlich meine Meinung gesagt. Das ist ihr nachträglich aufgerochen. Denn schliesslich ist sie doch meine Tochter. Es ist zu einer Szene mit ihrem Liebhaber gekommen. Die Beiden haben sich getrennt, Miggi fühlte sich tief unglücklich. Durch einen Zufall ist sie gerade auf Sie gestossen und nun sollen Sie die Suppe, die die sich eingebrockt hat, aufessen, d. h. Sie sollen ihr über den Kummer der ersten Tage hinweg helfen. Aus Trotz hat sie sich mit Ihnen verlobt, aus Enttäuschung, aus was weiss ich für Gründen. Aber nach einem Monat oder vielleicht morgen schon sieht Miggi den Irrtum ein, und das Teufelskind wird nur schon bei dem Gedanken daran, dass sie sich einmal so täuschen konnte, lachen wie ich jetzt lache. Hahaha. »

Lioba war tief verletzt. Auf dieser Grundlage gab es für ihn keine Diskussion. Ohne sich zu verabschieden, lief er weg.

* * *

Bis vor kurzem hatte Frau Schüepp streng darauf gehalten, dass die Türen jener Mieter, die gerade ausserhalb des Hauses waren, offen standen. Der Gang musste beleuchtet sein, um das Kommen und Gehen ihrer Pensionäre überwachen zu können. Das hatte sich, seit ihr Mannli zurückgekehrt war, geändert. Die Neugierde der Frau Schüepp war erloschen, die Türen blieben geschlossen und der Gang in Dunkelheit gehüllt. Als Lioba von seiner Mission als Freier heimkehrte, stolperte er fast über das Mannli.

Lebensbücher von Paul Häberlin

Professor an der Universität Basel

Über die Ehe

4. Auflage. Preis geb. Fr. 6.60

Das intime Zusammenleben zweier Menschen wie es die Ehe darstellt, ist immer ein Problem. Paul Häberlin geht all den Schwierigkeiten auf den Grund, die in jeder, auch der glücklichsten Ehe auftreten und hilft dadurch an deren Überwindung mit.

Das Wunderbare

2. Auflage. Preis geb. Fr. 6.60

Dieses Buch ist ein glänzender Beweis für die Tatsache, daß wenig Wissen von Gott weg, viel Wissen zu Gott hin führt. Das persönlichste Buch Häberlins, es wird manchem zum Erlebnis werden

Philosophie als Abenteuer des Geistes

Preis brosch. Fr. 2.50

SCHWEIZER-SPIEGEL-VERLAG
ZÜRICH

Es öffnete ihm die Tür, liess ihn aber nicht eintreten, sondern blinzelte schlau und kniff ihn in den Schenkel. Wenn es grösser gewesen wäre, hätte das Mannli ihm wohl auf die Achsel geklopft. « Sie haben Ihnen da scheint's, wie mir das Mammali berichtet, den Bart abgesäbelt.» Der Gatte der Pensionsinhaberin musterte ihn kritisch.

« Sie haben es sauber gemacht, alle Hochachtung, und abgesäbelt ist immer noch besser als ausgerissen, wie es mir mit meinem Schnäuzli passiert ist. Wir haben damals mit dem Stenz Alois im « Gambrinus » den Kriegsausbruch gefeiert. Privat in dem Sängerzimmer, weil er in den Krieg musste und Deutscher war. Ein paar Kollegen von ihm waren auch dabei. Es ist zünftig gewesen. Sogar ein Provisor machte mit, das ist einer, der in einer Apotheke schafft, sonst ist er immer zu stolz gewesen, aber jetzt sagte er, ist Krieg, ich kenne keine Unterschiede mehr, nur noch Deutsche. Er hat einen Totenkopf mitgebracht und auf den Tisch gestellt. Aber als er voll gewesen ist, hat der Stenz den deutschen Kaiser wollen hoch leben lassen, und da habe ich gesagt, alles was recht ist, Alois, aber hier sind wir in der Schweiz und streng neutral. Wir trinken schliesslich das Bier und geben uns dazu her, aber wenn du den Kaiser hoch leben lässt, dann stimmen wir natürlich die Marseillaise an, damit es ausgeglichen wird. Streng neutral. Und ich habe schön angestimmt : Allons enfants pour la patrie. Ich meine, ich war ja einmal bei einer Sängerreise nach Lyon dabei, aber da sind die andern, und vor allem der Alois, auf mich eingestürmt und mir hinter das Schnäuzli. Der Coiffeur hat mir dann die rechte Seite auch noch abgesäbelt. Der Mensch kann ja nicht so einseitig herumlaufen. Das Schnäuzli ist wieder nachgewachsen, aber die linke

Seite ist nie mehr geworden was die rechte. Er tut mir heute noch leid, der Alois, weil er dann hinter der Front gefallen ist. Es war ein guter Kollege, auch wenn er nicht immer der Nüchternste gewesen ist. Meine Frau hat ihn deshalb nie recht mögen. Sie sagte, er stinkt, aber das Mammali ist eben immer etwas volkstümlich gewesen. Es ist nur gut, dass sie nicht weiss, dass mich der Alois selig zuerst auf den Regulator gebracht hat. Wir haben also einmal, während das Mammali auf dem Kreisbüro war, um einen Pensionär anzumelden, aus dem Keller eine Flasche gemuggt, und als wir sie getrunken haben, ist der Alois auf einmal aufgestanden und hat den Regulator fixiert. Er war nämlich früher Uhrmacher im Schwarzwald, bevor er auf die gelegentlichen Arbeiten und in die Schweiz gekommen ist. Er meinte : Potz, da habt ihr noch ein anständiges Stück, Präzisionsware, Ia. Schweizer-Qualität. So für ein Fässli Bier liesse sich das Möbel schon noch versetzen, wenn du es dem an der Beatengasse richtig angeben kannst. Du sagst ihm nur, ich habe es selber gesagt, und ich sei vom Beruf.

Hat Ihnen das Mammali nie die Geschichte mit dem Regulator erzählt ? Es war eine böse Geschichte. Ich gebe zu, ich bin da vielleicht etwas zu weit gegangen. Vor allem, weil ich dann noch den Pfandschein für einen Fünfliber verquantet habe. Ich wusste ja, wie das Mammali an dem Stück hängt. Aber allein bin ich auch nicht schuld gewesen. Jetzt hat sie sich gebessert. Ich bekomme Taschengeld. Immer am Samstag. Aber früher musste ich mir jedes Zwänzgi selbst aus dem Küchentisch nehmen, und dann auf einmal hat sie noch das Portemonnaie in die Kommode versteckt und abgeschlossen. Das ging natürlich auch wieder zu weit. »

Ein Heizkessel muss gut ziehen und doch sparsam sein !

ZENT-Heizkessel sind so gebaut, dass alle Gegensätze richtig ausbalanciert sind: sie brauchen wenig Brennstoff und ziehen doch gut, auch bei Föhnlage. Äusserlich sind sie gut gearbeitet. Die Isolierung ist sehr wirksam: kein Kork, aber das bessere Filzmaterial. Gut passende Verschalung, sauberer Schliff aller Dichtungsflächen sind weitere Anzeichen für Schweizer Qualitätsarbeit. Der bewährte Fachmann wird Ihnen das bestätigen.

ZENT

A. G. BERN - OSTERMUNDIGEN

Er blinzelte Lioba schlau an und kniff ihn wieder vergnügt in den Schenkel. « Ich weiss nicht, ob Sie etwa ans Heiraten denken. Ich habe, was mich betrifft, nichts dagegen. Heiraten ist schon recht, wenn die Frau schaffig ist und einsieht, dass ein Mann schliesslich auch etwas vom Leben haben muss. Also wegen mir müssen Sie da gar keine Rücksicht nehmen. Nur singen sollten Sie nicht mehr so laut, wenn Sie wieder einmal ein Kistli mit heimnehmen wie gestern. Das macht die Mama nervös. Aber Kompressen kann sie machen, da sollten Sie nicht nein sagen, sie ist es gewohnt von früher her. »

(Schluss in der nächsten Nummer.)

Der „Schweizer-Spiegel" kennt keine Cliquen-Wirtschaft. Er steht prinzipiell allen Schweizern, Männern und Frauen, zur Mitarbeit offen, die zu irgendeinem Problem der schweizerischen Gegenwart wirklich etwas zu sagen haben. Nur sollen es keine „theoretischen" Ausführungen sein. Man soll den Beiträgen anmerken, dass unsere Mitarbeiter die behandelten Probleme selbst durchlebt und durchlitten haben.

Redaktion des Schweizer-Spiegels, Hirschengraben 20, Zürich 1

Köstlich für Sie

aber Ihre Zähne werden verfärbt!

Alles, was Sie essen — von der Vorspeise bis zum Nachtisch — hinterläßt Ihre Zähne verfärbt. **7 Arten von Verfärbungen verunreinigen Ihre Zähne; Colgate entfernt alle 7!** Eine gewöhnliche Zahnpasta kann nicht alle Verfärbungen entfernen, denn sie besitzt nur *eine* reinigende Wirkung. Nur Colgate kann *alle* Verfärbungen beseitigen, denn sie hat 2 Wirkungen: eine *lösende* und eine *polierende*. Die *lösende* Wirkung des Colgate-Schaumes entfernt bereits einige Verfärbungen, während seine *polierende* Wirkung auch den Rest beseitigt. Sie können nicht vermeiden, daß sich Ihre Zähne verfärben, aber Sie können diese Verfärbungen durch den Gebrauch von Colgate, der Zahnpasta mit doppelter Wirkung, beseitigen.

In der Schweiz hergestellt

Mittlere Tube Fr. 0.65

Große Tube Fr. 1.25

Zahnpasta **COLGATE**

COLGATE A.G.
Zürich, Talstraße 15